



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.

— Nachher. —



— Ich hoffe, die Herrschaften waren zufrieden?
— So, so! la, la! Zu wenig Wein in Ihrem Wasser . . .

Seelenforscher.

Skizze von Jean qui rit.

Heißt es seinen Gatten betrügen, wenn man mit einem jungen Pessimisten bloß briefliche und streng psychologische Beziehungen unterhält?

Frau von Etzheim verneinte sich diese Frage und schrieb ohne Bedenken Briefe von 8—10 Seiten an Heinrich von Schwindt, einen der scharfsinnigsten Analytiker der Salons, in denen Schöngeisterei getrieben wird. Wenn dieser elegante junge Philosoph in der Gesellschaft erschien, brachte er gewissermaßen ein geistiges Stalpel mit, um alle Herzen zu öffnen, die ihm in die Hände fielen. Es war „Jack der Aufschlißer“ in Frack und weißer Kravate. Man kann ihn nicht drei Minuten mit einer Frau allein lassen, ohne daß er ihr ein ausführliches Geständniß entreißt. Keine widersteht ihm. Dieser Don Juan der Seelenforschung hat eine Sammlung von tausend und drei Protokollen, in welchen die Resultate seiner autoptischen Wahrnehmungen niedergelegt sind.

Doch die Herren Chemänner können ruhig sein. Es vollzieht sich Alles in den harmlosen Formen einer Konversation. Herr v. Schwindt wendet sich nur an die Köpfe und glücklicherweise nicht an die der Herren Chemänner. Es gibt viele Damen in der Residenz, welche diese Art der Liebchaften vorziehen. Dabei geräth die Toilette nicht in Unordnung und man braucht die Stiefelchen nicht wieder zuzuknöpfen.

Die blonde Frau von Etzheim war just in der Stimmung für eine kleine, neckische Liaison dieser Sorte, und der junge Forscher, ehe er sie zum Gegenstande seiner Experimente machte, hatte sich genau versichert, daß er es nicht mit einem leidenschaftlichen Temperament zu thun habe, das seinen kalblütigen Forschungen gefährlich werden könnte.

Er wußte, daß ihr Gatte, ein junger, kräftiger, in seine Frau sehr verliebter Mann, alle Eignung besaß, um eine Frau zu befriedigen, die nicht vom Dämon der Psychologie ergriffen wird. Denn in diesem Punkte war es mit dem Großindustriellen Etzheim nichts; man brauchte ihn nur anzusehen, um zu begreifen, daß sich mit ihm über Schopenhauer nicht reden lasse.

„Der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach“ — heißt es in der heiligen Schrift. Bei Frau von Etzheim war das Fleisch wohl geschützt und vertheidigt, während der Geist beim ersten Ansturm zu unterliegen drohte.

Mit dem Scharfblicke des großen Seelenbezwingers hatte Heinrich von Schwindt sogleich die Lage begriffen und nach einer Belagerung von nur wenigen Tagen ergriff er Besitz von dem Kopfe oder — wenn dies dem Leser besser klingt — von dem Herzen der jungen Frau.

So lebten sie denn schon seit einigen Wochen in sehr intimen seelischen Beziehungen, sahen sich bald in einer Soiree, bald in einem Theater, bald in einer Ausstellung, bald in einem Zuckerbäckerladen, denn die kleinen Kuchen sind ganz besonders geeignet, uns in eine metaphysische Stimmung zu versetzen. Sie fanden stets ein Viertelstündchen, um sich zu zweien in einen Winkel zurückzuziehen und sich einander seelisch hinzugeben.

*

Dann kam der Sommer und das Ehepaar Etzheim zog sich nach seinem gleichnamigen Landgute zurück. Frau von Etzheim wußte es so einzurichten, daß sie mit ihrem Seelenfreunde in Briefwechsel bleiben konnte. Jeden Morgen erhielt sie von ihm einige Zeilen und antwortete ihm darauf mit einigen Seiten. Ueberdies hatten sie vereinbart, daß wenn etwas Ernstes sich ereignen, beispielsweise ein Hinderniß in ihrem Briefwechsel eintreten sollte, Heinrich einige Zeilen im „Kleinen Anzeiger“ der „Neuesten Nachrichten“ einschalten lassen würde. Zu diesem Behufe hatten sie das Schlagwort „Idiosynkrasie“ vereinbart; für den Fall, als ein Rendezvous nöthig werden sollte, würde die Straße voll genannt, die Hausnummer und das Stockwerk durch entsprechende Buchstaben bezeichnet werden.

Heinrich, der bei seinen Eltern wohnte, konnte da in der That Frau von Etzheim nicht empfangen; da er sie in Gesellschaften und an öffentlichen Orten ganz unbehindert sehen konnte, hatte er niemals das Bedürfniß gefühlt, ihr ein Rendezvous an einem geheimen Orte zu geben, wohin sie übrigen gar nicht gekommen wäre.

Eines Morgens blieb sein Brief aus. Es war nicht das erste Mal und Madeleine wäre darüber nicht weiter beunruhigt gewesen; allein als sie beim Frühstück die „Neuesten Nachrichten“ durchließ, fuhr sie plötzlich zusammen. Ihre Augen blieben auf folgender Einschaltung im „Kleinen Anzeiger“ haften:

Idiosynkrasie.

Muß für längere Zeit ins Ausland. Bitte übermorgen zu kommen; bla Adlerstraße.

Da war kein Juthum möglich: den armen Heinrich hatte irgend ein furchtbares Unglück heimgesucht und ehe er — vielleicht für immer — das Land verließ, wollte er Madeleine noch einmal sehen. Wie sollte sie ihm unter solchen Umständen ein Rendezvous verweigern, — ihm, der noch niemals eine geheime Zusammenkunft begehrt hatte und den sie viel zu hoch schätzte, um seinem Zartsein zu mißtrauen?

Madeleine war den ganzen Tag in großer Aufregung, so daß es beim Diner ihrem Gatten auffiel und er sie darüber befragte. Sie sagte ihm, sie sei erbittert über ihre Schneiderin, die ihr ein fast unentbehrliches Kleid nicht geliefert habe, so daß sie — Madeleine — genöthigt ist, auf einen Tag nach der Residenz zu fahren, was ihr höchst zuwider sei.

Am folgenden Tage um 2 Uhr Nachmittags läutete sie im ersten Stockwerk des Hauses Nr. 12 in der Adlerstraße. (Das b—1—a der Einschaltung bedeutete: 2—12—1.)

Als geöffnet ward, stürzte sie in das Zimmer und sah sich da plötzlich vor einem jungen, sehr hübschen Manne, der, noch ehe sie den Schleier zurückgeschlagen, ihr um den Hals fiel und mit schluchzender Stimme ausrief: „Geliebte, theure Marie!“

In Folge eines seltsamen Zufalles, wie er eben nur im Leben einer Großstadt vorkommen kann, hatte auch noch ein zweites Paar das Schlagwort „Idiosynkrasie“ vereinbart.

Wie soll ich Dir, lieber Leser, erklären, was nun geschah?

In der Verblüffung, in welche die so unerwartete Situation sie versetzte, fand Madeleine nicht die Kraft, sich gegen die Angriffe des jungen Mannes zu wehren, Angriffe, die

mit Psychologie und Metaphysik absolut nichts zu thun hatten. Und einige Minuten später waren Herr von Elzheim, Herr v. Schwindt und auch die arme Marie, die sehr unrecht gehandelt hatte nicht zu kommen, von einem jungen Manne betrogen, welchen Madeleine nie zuvor gesehen hatte und dessen Namen sie nicht einmal kannte.

*

Am folgenden Morgen traf auf Schloß Elzheim, wie gewöhnlich, ein Brief Heinrichs ein und seine Korrespondenz mit Madeleine dauerte fort, ebenso psychologisch wie zuvor . . .



Kleine Bosheiten.

Selbst die häßlichste Frau findet, daß der Mann, der sie anbetet, einen guten Geschmack hat.

*

Zum Prozeß der Ehe muß stets der Mann die Kosten tragen.

*

Die sogenannte Sprache des Herzens ist oft nichts als ein delphisches Orakel.

*

Ein gereiftes Weib empfindet eine Täuschung viel schmerzlicher als ein Mädchen, weiß sich aber schneller zu trösten.

*

Die geschminkten Weiber können die ungeschminktesten Redensarten vertragen.

*

Von der weiblichen Tugend kann man auch sagen: Viele sind berufen, aber wenige auserwählt.

*

Zu den größten Thaten vermag ein schönes Weib einen Mann im Bett zu begeistern.

Gw—r.



Toute la France.

Erzählung von Marescalco.

Wenn Sie, meine Gnädige, jemals in Wiesbaden gewesen sind, so werden Sie den berühmten Gasthof „zum grünen Busch“ sicherlich aufgesucht haben. Jeder Fremde kennt den Besitzer dieses Gasthauses, und die Mehrzahl der männlichen Fremden wird auch die Bekanntschaft seiner verehelichten Gattin gemacht haben und mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß niemals eine Frau größere Talente besessen hat, als die berühmte Hôtelbesitzerin „zum grünen Busch“.

Was den Ehemann anbetrifft, so war derselbe ein außerordentlich gutmüthiger Mensch, der vielleicht nur eine Schwäche besaß: eine gewisse Ruhmredigkeit. Er erzählte gern, wie stark von jeher die Frequenz seines Gasthauses gewesen sei, seitdem er selbst mit der Unterstützung seiner allseitig beliebten Gemahlin dessen Leitung übernommen habe. Namentlich freute es ihn, daß die französischen Reisenden, die er für sehr verwöhnt und wählerisch hielt, seinem Hause vor allen Wiesbadener Hôtels den Vorzug gaben. „Bei mir“ — so rief er stolz aus — „verkehren die Reisenden von Paris und Bordeaux, von Lyon und Avignon, von Nancy und Lille, kurz toute la France geht bei mir ein und aus.“

Sie können sich daher, meine Gnädige, mein Erstaunen vorstellen, als ich vor einigen Monaten Wiesbaden besuchte und den „grünen Busch“ gänzlich verödet fand. Die Kellner standen beschäftigungslos und gelangweilt vor der Thür, „Monsieur“ aber, wie der Patron des Hauses allgemein genannt wurde, saß finster in einer Ecke des Speisesaales und vergrub sein Antlitz in seinen Händen, um eine Zähre zu verbergen, die sich über seine Wangen stahl.

„Mon dieu!“ rief ich theilnahmsvoll, „Sie haben Kummer! Hier scheint ein Unglück geschehen zu sein.“

Monsieur zuckte zusammen und blickte mich wortlos an. „Seien Sie meiner Theilnahme versichert,“ fuhr ich fort, „und sagen Sie mir, was Sie bedrückt.“

Monsieur war von Natur viel zu gesprächig angelegt, um einer solchen Aufforderung widerstehen zu können. Dennoch hielt er zurück und meinte nur in grollendem Tone:

„Darau ist diese Schlange schuld. Sie kennen ja meine Frau und wissen, daß die Reisenden von Besançon und Grenoble, von Brest und Limoges, von Nantes und Amiens, kurz daß toute la France bei mir gewohnt, gespeist und getrunken hat. Und jetzt ist Alles vorbei. O diese Schlange!“

„Darf ich glauben, daß Ihre Frau Gemahlin — —“ stammelte ich ganz verwirrt.

„O nein,“ unterbrach er mich hastig, „meine Frau ist unschuldig, sie steht mir in meinem Unglück tröstend zur Seite und ist mein guter Engel geblieben. Die Schlange, die ich meine, ist eine russische Gräfin.“

Monsieur hielt hastig inne und wollte seine Mittheilungen mir vorenthalten, ich aber drang weiter in ihn und der aufrichtige Ton der Sympathie, der aus meinen Worten klang, bewog ihn, den Schleier von seinem schweren Unglück zu heben und mich zum Mitwiffer des merkwürdigen Ereignisses zu machen.

Seelenforscher.

Skizze von Jean qui rit.

Heißt es seinen Gatten betrügen, wenn man mit einem jungen Pessimisten bloß briefliche und streng psychologische Beziehungen unterhält?

Frau von Etzheim verneinte sich diese Frage und schrieb ohne Bedenken Briefe von 8—10 Seiten an Heinrich von Schwindt, einen der scharfsinnigsten Analytiker der Salons, in denen Schöngeisterei getrieben wird. Wenn dieser elegante junge Philosoph in der Gesellschaft erschien, brachte er gewissermaßen ein geistiges Skalpel mit, um alle Herzen zu öffnen, die ihm in die Hände fielen. Es war „Jack der Aufschlißer“ in Frack und weißer Kravate. Man kann ihn nicht drei Minuten mit einer Frau allein lassen, ohne daß er ihr ein ausführliches Geständniß entreißt. Keine widersteht ihm. Dieser Don Juan der Seelenforschung hat eine Sammlung von tausend und drei Protokollen, in welchen die Resultate seiner autoptischen Wahrnehmungen niedergelegt sind.

Doch die Herren Ehemänner können ruhig sein. Es vollzieht sich Alles in den harmlosen Formen einer Konversation. Herr v. Schwindt wendet sich nur an die Köpfe und glücklicherweise nicht an die der Herren Ehemänner. Es gibt viele Damen in der Residenz, welche diese Art der Liebchaften vorziehen. Dabei geräth die Toilette nicht in Unordnung und man braucht die Stiefelchen nicht wieder zuzuknöpfen.

Die blonde Frau von Etzheim war just in der Stimmung für eine kleine, neckische Liaison dieser Sorte, und der junge Forscher, ehe er sie zum Gegenstande seiner Experimente machte, hatte sich genau versichert, daß er es nicht mit einem leidenschaftlichen Temperament zu thun habe, das seinen kalblütigen Forschungen gefährlich werden könnte.

Er wußte, daß ihr Gatte, ein junger, kräftiger, in seine Frau sehr verliebter Mann, alle Eignung besaß, um eine Frau zu befriedigen, die nicht vom Dämon der Psychologie ergriffen wird. Denn in diesem Punkte war es mit dem Großindustriellen Etzheim nichts; man brauchte ihn nur anzusehen, um zu begreifen, daß sich mit ihm über Schopenhauer nicht reden lasse.

„Der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach“ — heißt es in der heiligen Schrift. Bei Frau von Etzheim war das Fleisch wohl geschützt und vertheidigt, während der Geist beim ersten Ansturm zu unterliegen drohte.

Mit dem Scharfblicke des großen Seelenbezwinners hatte Heinrich von Schwindt sogleich die Lage begriffen und nach einer Belagerung von nur wenigen Tagen ergriff er Besitz von dem Kopfe oder — wenn dies dem Leser besser klingt — von dem Herzen der jungen Frau.

So lebten sie denn schon seit einigen Wochen in sehr intimen seelischen Beziehungen, sahen sich bald in einer Soiree, bald in einem Theater, bald in einer Ausstellung, bald in einem Zuckerbäckerladen, denn die kleinen Kuchen sind ganz besonders geeignet, uns in eine metaphysische Stimmung zu versetzen. Sie fanden stets ein Viertelstündchen, um sich zu Zweien in einen Winkel zurückzuziehen und sich einander seelisch hinzugeben.

*

Dann kam der Sommer und das Ehepaar Etzheim zog sich nach seinem gleichnamigen Landgute zurück. Frau von Etzheim wußte es so einzurichten, daß sie mit ihrem Seelenfreunde in Briefwechsel bleiben konnte. Jeden Morgen erhielt sie von ihm einige Zeilen und antwortete ihm darauf mit einigen Seiten. Ueberdies hatten sie vereinbart, daß wenn etwas Ernstes sich ereignen, beispielsweise ein Hinderniß in ihrem Briefwechsel eintreten sollte, Heinrich einige Zeilen im „Kleinen Anzeiger“ der „Neuesten Nachrichten“ einschalten lassen würde. Zu diesem Behufe hatten sie das Schlagwort „Idiosynkrasie“ vereinbart; für den Fall, als ein Rendezvous nöthig werden sollte, würde die Straße voll genannt, die Hausnummer und das Stockwerk durch entsprechende Buchstaben bezeichnet werden.

Heinrich, der bei seinen Eltern wohnte, konnte da in der That Frau von Etzheim nicht empfangen; da er sie in Gesellschaften und an öffentlichen Orten ganz unbehindert sehen konnte, hatte er niemals das Bedürfniß gefühlt, ihr ein Rendezvous an einem geheimen Orte zu geben, wohin sie übrigens gar nicht gekommen wäre.

Eines Morgens blieb sein Brief aus. Es war nicht das erste Mal und Madeleine wäre darüber nicht weiter beunruhigt gewesen; allein als sie beim Frühstück die „Neuesten Nachrichten“ durchlief, fuhr sie plötzlich zusammen. Ihre Augen blieben auf folgender Einschaltung im „Kleinen Anzeiger“ haften:

Idiosynkrasie.

Auß für längere Zeit ins Ausland. Bitte übermorgen zu kommen; bla Adlerstraße.

Da war kein Irrthum möglich: den armen Heinrich hatte irgend ein jurchtbares Unglück heimgesucht und ehe er — vielleicht für immer — das Land verließ, wollte er Madeleine noch einmal sehen. Wie sollte sie ihm unter solchen Umständen ein Rendezvous verweigern, — ihm, der noch niemals eine geheime Zusammenkunft begehrt hatte und den sie viel zu hoch schätzte, um seinem Zartsein zu mißtrauen?

Madeleine war den ganzen Tag in großer Aufregung, so daß es beim Diner ihrem Gatten auffiel und er sie darüber befragte. Sie sagte ihm, sie sei erbittert über ihre Schneiderin, die ihr ein fast unentbehrliches Kleid nicht geliefert habe, so daß sie — Madeleine — genöthigt ist, auf einen Tag nach der Residenz zu fahren, was ihr höchst zuwider sei.

Am folgenden Tage um 2 Uhr Nachmittags läutete sie im ersten Stockwerk des Hauses Nr. 12 in der Adlerstraße. (Das b—1—a der Einschaltung bedeutete: 2—12—1.)

Als geöffnet ward, stürzte sie in das Zimmer und sah sich da plötzlich vor einem jungen, sehr hübschen Manne, der, noch ehe sie den Schleier zurückgeschlagen, ihr um den Hals fiel und mit schluchzender Stimme ausrief: „Geliebte, theure Marie!“

In Folge eines seltsamen Zufalles, wie er eben nur im Leben einer Großstadt vorkommen kann, hatte auch noch ein zweites Paar das Schlagwort „Idiosynkrasie“ vereinbart.

Wie soll ich Dir, lieber Leser, erklären, was nun geschah? In der Verblüffung, in welche die so unerwartete Situation sie versetzte, fand Madeleine nicht die Kraft, sich gegen die Angriffe des jungen Mannes zu wehren, Angriffe, die

mit Psychologie und Metaphysik absolut nichts zu thun hatten. Und einige Minuten später waren Herr von Elzheim, Herr v. Schwandt und auch die arme Marie, die sehr unrecht gehandelt hatte nicht zu kommen, von einem jungen Manne betrogen, welchen Madeleine nie zuvor gesehen hatte und dessen Namen sie nicht einmal kannte.

*

Am folgenden Morgen traf auf Schloß Elzheim, wie gewöhnlich, ein Brief Heinrichs ein und seine Korrespondenz mit Madeleine dauerte fort, ebenso psychologisch wie zuvor . . .



Kleine Bosheiten.

Selbst die häßlichste Frau findet, daß der Mann, der sie anbetet, einen guten Geschmack hat.

*

Zu Prozeß der Ehe muß stets der Mann die Kosten tragen.

*

Die sogenannte Sprache des Herzens ist oft nichts als ein delphisches Orakel.

*

Ein gereiftes Weib empfindet eine Täuschung viel schmerzlicher als ein Mädchen, weiß sich aber schneller zu trösten.

*

Die geschminkten Weiber können die ungeschminktesten Redensarten vertragen.

*

Von der weiblichen Tugend kann man auch sagen: Viele sind berufen, aber wenige auserwählt.

*

Zu den größten Thaten vermag ein schönes Weib einen Mann im Bett zu begeistern.

Gw—r.



Toute la France.

Erzählung von Marescalco.

Wenn Sie, meine Gnädige, jemals in Wiesbaden gewesen sind, so werden Sie den berühmten Gasthof „zum grünen Busch“ sicherlich aufgesucht haben. Jeder Fremde kennt den Besitzer dieses Gasthauses, und die Mehrzahl der männlichen Fremden wird auch die Bekanntschaft seiner verehrlichen Gattin gemacht haben und mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß niemals eine Frau größere Talente besessen hat, als die berühmte Hôtelbesitzerin „zum grünen Busch“.

Was den Ehemann anbetrifft, so war derselbe ein außerordentlich gutmüthiger Mensch, der vielleicht nur eine Schwäche besaß: eine gewisse Ruhmredigkeit. Er erzählte gern, wie stark von jeher die Frequenz seines Gasthauses gewesen sei, seitdem er selbst mit der Unterstützung seiner allseitig beliebten Gemahlin dessen Leitung übernommen habe. Namentlich freute es ihn, daß die französischen Reisenden, die er für sehr verwöhnt und wählerisch hielt, seinem Hause vor allen Wiesbadener Hôtels den Vorzug gaben. „Bei mir“ — so rief er stolz aus — „verkehren die Reisenden von Paris und Bordeaux, von Lyon und Avignon, von Nancy und Lille, kurz toute la France geht bei mir ein und aus.“

Sie können sich daher, meine Gnädige, mein Erstaunen vorstellen, als ich vor einigen Monaten Wiesbaden besuchte und den „grünen Busch“ gänzlich verödet fand. Die Kellner standen beschäftigungslos und gelangweilt vor der Thür, „Monsieur“ aber, wie der Patron des Hauses allgemein genannt wurde, saß finster in einer Ecke des Speisesaales und vergaß sein Antlitz in seinen Händen, um eine Fährte zu verbergen, die sich über seine Wangen stahl.

„Mon dieu!“ rief ich theilnahmsvoll, „Sie haben Kummer! Hier scheint ein Unglück geschehen zu sein.“

Monsieur zuckte zusammen und blickte mich wortlos an.

„Seien Sie meiner Theilnahme versichert,“ fuhr ich fort, „und sagen Sie mir, was Sie bedrückt.“

Monsieur war von Natur viel zu gesprächig angelegt, um einer solchen Aufforderung widerstehen zu können. Dennoch hielt er zurück und meinte nur in grollendem Tone:

„Daran ist diese Schlange schuld. Sie kennen ja meine Frau und wissen, daß die Reisenden von Besançon und Grenoble, von Brest und Limoges, von Nantes und Amiens, kurz daß toute la France bei mir gewohnt, gespeist und getrunken hat. Und jetzt ist Alles vorbei. O diese Schlange!“

„Darf ich glauben, daß Ihre Frau Gemahlin — —“ stammelte ich ganz verwirrt.

„O nein,“ unterbrach er mich hastig, „meine Frau ist unschuldig, sie steht mir in meinem Unglück tröstend zur Seite und ist mein guter Engel geblieben. Die Schlange, die ich meine, ist eine russische Gräfin.“

Monsieur hielt hastig inne und wollte seine Mittheilungen mir vorenthalten, ich aber drang weiter in ihn und der aufrichtige Ton der Sympathie, der aus meinen Worten klang, bewog ihn, den Schleier von seinem schweren Unglück zu heben und mich zum Mitwiffer des merkwürdigen Ereignisses zu machen.



— Eilen wir, Miß Mary, man folgt uns.
 — Im Gegentheil, Fräulein Susanne! Vielleicht hat dieser Herr ehrbare Absichten mit mir.



— Mein Herr, was suchen Sie in meiner Tasche?
 — Nicht gerade in Ihrer Tasche, Madame . . .

„Denken Sie sich,“ hob er an, „vor einigen Monaten kehrte bei mir eine junge, schöne Gräfin aus Rußland ein und nahm sämtliche Zimmer des ersten Stockwerks für sich und ihre Dienerschaft in Anspruch. Sie ließ sich das Feinste, was Küche und Keller bot, serviren, belegte alle meine Equipagen mit Beschlag und war mir in Zeit von acht Tagen zweitausend Mark schuldig geworden. Sie wissen, daß bei mir allwöchentlich die Rechnung den Fremden vorgelegt wird, ich schickte also der Gräfin ihre Rechnung zu, aber was glauben Sie wohl? Sie bezahlte mich nicht.“

„Nun?“ fragte ich gespannt, „was thaten Sie darauf?“

„Meiner Frau kam die Gräfin verdächtig vor. Sie veranlagte mich, die Gräfin persönlich an die Bezahlung zu erinnern. Ich begab mich auch zu ihr, aber ich wurde mit einem so süßen Lächeln von ihr empfangen — Sie wissen, wie meine Frau lächelt — die Gräfin lächelte noch viel, viel süßer, und ich fand nicht den Muth, ihr mein Anliegen vorzutragen. Es verging eine zweite Woche, und die Gräfin setzte ihre verschwenderische Lebensweise fort. Sie gab ein großes Gastmahl, zu welchem sie alle vornehmen Fremden einlud. Ich mußte Sterlets aus Rußland und Schwalbennester aus London telegraphisch kommen lassen, das Gelesenste und Theuerste aus meinen Vorräthen wurde herbeigeschafft, die Gräfin war mir bereits sechstausend Mark schuldig geworden. Ich sandte ihr die Rechnung zu, aber ich bekam wiederum kein Geld.“

„Das ist seltsam,“ war Alles, was ich erwidern konnte.

„Meine Frau fand dies auch und sie gab mir den bestimmten Befehl, die Gräfin zur Tilgung ihrer Schuld zu nöthigen. Ich ging zu der Gräfin, die mich in einem versüß-

verischen Negligé empfing. Diesmal sagte ich ihr rüchhaltslos weshalb ich gekommen war. Da faßte die Gräfin mich um die Taille, näherte ihre Lippen meinem Munde und gab mir einen Kuß, wobei sie sagte: „Nehmen Sie einstweilen Dies.“ Sie wissen, wie meine Frau küßt, die Gräfin küßte noch viel herrlicher, und ich war wirklich thöricht genug, mich ohne Geld von ihr zu verabschieden.“

„Ah,“ machte ich mit etwas spöttischem Gesicht.

Monsieur vertheidigte sich lebhaft. „Denken Sie noch nichts Schlimmes von mir,“ fuhr er fort, „mein Sündenfall war noch nicht gekommen. Es verging eine dritte Woche. Die excentrischen Launen der Gräfin überstiegen alle Grenzen. Korsosfahrten und Maskenbälle wurden auf meine Kosten arrangirt, und die Rechnung der Gräfin betrug bereits zwölftausend Mark. Jetzt war meine Frau empört, und ich fest entschlossen, die Gräfin, wenn es sein mußte, grob zu mahnen. Ich ging also zu ihr, und sie empfing mich im Bett. Ich erklärte ihr im schroffen Tone, daß ich mein Geld verlange. Sie aber lud mich sanft ein, an ihrem Bettrand Platz zu nehmen. Zögernd leistete ich ihr Folge. Da umschlang sie mich und zog mich an sich. Verehrter Freund, ich vermochte nicht Widerstand zu leisten und vollbrachte das Opfer. Es war göttlich schön! Diese Frau besaß Talente! . . . Sie kennen die Talente meiner Frau, ich versichere Ihnen, daß meine Frau tief unter dieser Gräfin steht.“

Monsieur war einen Augenblick in schwärmerisches Entzücken gerathen, dann fuhr er in dumpfem Tone fort:

„Am anderen Tage reiste die Gräfin ab, ohne ihre Rechnung zu bezahlen, und ich war ruiniert.“

Ich protestierte entschieden. „Ein Verlust von zwölfstausend Mark ist ja schmerzlich genug, aber in Ihrem blühenden Hôtel werden Sie ihn schnell genug ersetzen,“ sprach ich tröstend.

„Das ist ja eben das Unglück,“ erwiderte Monsieur eifrig. „Ich bin ruiniert. Der Ruf meines Gasthauses ist verloren. Die Gräfin war eine Schlange, und unter ihren süßen Umarmungen war ein Giftbiß enthalten. Leider merkte ich das erst, als das Gift schon in meinem Körper wirkte und ich es auf meine Frau übertragen hatte. Und dann kamen die Reisenden von Toulouse und Poitiers, von Toulon und Calais, von Orleans und Reims zu uns und toutte la France hat das Gift eingeeimpft bekommen. Seitdem steht der „grüne Busch“ leer, von aller Welt gemieden.“

Ich schüttelte Monsieur stumm die Hand, ich begriff voll auf die Größe seines Schmerzes.



Aus dem Kasernenhof.

„Donnerwetter, Schröder, was machen Sie wieder für ein vergnügtes Gesicht! Sie dürfen nicht glauben, daß Sie jetzt bei Ihrer Guste Pellkartoffeln mit Häring essen.“

*

Gw—r.

Unbegründete Angst.

Mutter: Elschen, Du mußt den Tyras nicht küssen — solche Hunde haben Würmer, die Dir dann in den Mund kriechen.

(Am andern Tage.)

Elschen (von einem Spaziergang zurückkehrend, ängstlich): Mamachen, haben Offiziere Würmer?

*

Ein Schwerenöther.

(Am Theater des Ausstellungsparfes.)

Provinz-Lieutenant (vertraulich): Sagen Sie 'mal, Herr Kassier, kann man hier nicht 'n Bischen hinter die Koulissen geh'n?

Kassier: Gewiß, ein Koulissenplatz kostet eine Mark.

Lieutenant: Famos, parole d'honneur! Sagen Sie 'mal, Kassierchen, was kostet's dem, wenn man ein Verhältnis mit so einer Balletense anfangen will?

*

Zu der Musikalienhandlung.
Verkäufer: Haben Sie jetzt alle Noten, mein Fräulein?
Fräulein: Ja, mir fehlt nur noch der „Jungfernkranz“ mit Variationen.

*

Die Vorstellung.

— Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Oheim vorstelle.

— Bin sehr erfreut.

— Vergnügen meinerseits.

Der Vorgestellte entfernt sich.

— Ist Ihr Oheim verheiratet?

— Nein: er ist ein Kukul.

Denken, Fühlen, Wollen.

Stand Nachts unter Liebchens Fenster,
Lieblich leuchtete sein Schein,
Strahlte durch das nächt'ge Dunkel,
Strahl' mir tief in's Herz hinein.

Dacht' was Liebchen jezo thäte,
Fühlte Sehnsucht liebestrunken,
Wünscht' mich in dem trauten Stübchen
Ihr zu Füßen hingesunken.

Da erlosch des Lämpchens Schimmer,
Dunkel ward's im Fensterlein.
Was nunmehr ich dachte, fühlte,
Wünschte — d'rüber schweig' ich fein.

Longvillage.



Ein ehrlicher Gatte.

Von Armand Silvestre.

I.

Schon auf der medizinischen Hochschule führte er den Namen „der schöne Vitalis“ und in der That war er während seiner fünfjährigen Studien der Hefter einer Anzahl von kleinen Herzen, die bei Tage das Pflaster treten und des Nachts auf den Tanzböden zu finden sind. Groß, von eleganter und zugleich kräftiger Gestalt hatte er eines jener braunen, von schwarzen Augen erhellten Gesichter, die man als energische bezeichnet und welche die Frauen sehr vielverheißend finden.

Er war weder ein Geck, noch ein Narr, hatte mit gutem Erfolg seine Rigorosen bestanden und übte jetzt in einem der elegantesten Stadtviertel seine ärztliche Praxis aus. Endlich besaß er eine bezaubernde junge Frau, sanft und zärtlich, eine reizende Hülle der schönsten Tugenden.

Das ist ein glücklicher Sterblicher! wird der Leser sagen.

Gewiß, Dr. Vitalis wäre ein ungewöhnlich beglückter Mensch gewesen, wenn er eine Clientèle gehabt hätte. Aber er hatte ein rechtes Pech, was den Ertrag seiner ärztlichen Kunst betrifft. Woran es lag, wer kann es sagen? Thatsache ist, daß er sich sehr viel mit seiner Frau und nicht genug mit seinen Kranken beschäftigte. Ich bin der Letzte, um ihm Dies zu verdenken. Es ist sicherlich viel amüsanter für einen Arzt, sich zuhause mit seiner schönen Frau zu vergnügen, als irgendwo einem alten Hintern ein Lavement zu verordnen. Ganz abgesehen davon, daß in seiner Abwesenheit sich zuhause die Versuchung in der Gestalt guter Hausfreunde einschleichen kann.

Doktor Vitalis störte sich — wie gesagt — ungern in seinem Eheglück, um auswärts Patienten zu suchen. Während der Ordinations-Stunde aber, welche er zuhause hielt, ward nur selten die Glocke gezogen. Das Ehepaar Vitalis lebte denn auch recht kärglich, umsomehr als Henriette — so hieß die junge Frau — ihrem Gatten keine andere Mitgift gebracht hatte, als ihr schönes, braunrothiges Haupt, das bezaubernde Lächeln ihrer Lippen, die lieblichen Rundungen ihres Leibchens und die majestätischen Wölbungen ihres Gesäßes, lauter köstliche Sachen, die man aber nicht essen kann. Nichtsdestoweniger war der Doktor Vitalis sehr glücklich und bedauerte nur, daß er Henriette nicht mit jenem äußeren Prunkte schmücken konnte, welcher ihrer Schönheit gebührte.

II.

Es war nach dem Frühstück, beim Kaffee, in dem kleinen Salon, wo Frau Henriette sich am liebsten aufhielt, zur Zeit der Ordinations-Stunde, die so selten durch einen Patienten gestört ward. Da der Doktor Dies sehr wohl wußte, machte er es sich behaglich, streckte sich zu Füßen Henriettens hin und überhäufte sie mit jenen tausend Zärtlichkeiten, die man das Kleingeld der Liebe nennen könnte.

Wohin ein solches Spiel zu führen pflegt, brauche ich besonders den Eheleuten nicht erst zu sagen. Doktor Vitalis war auf dem Punkte, das große Wort zu sprechen, als sein Diener an die Thüre klopfte. Im Ordinationszimmer warte seit einer Viertelstunde eine Dame, die nunmehr ungeduldig zu werden drohe.

— Der Teufel soll sie holen! rief der Doktor, wüthend wie ein Feinschmecker, der bei gutem Appetit ist und von einem köstlichen Diner in dem Augenblicke weggerufen wird, da man die Suppe austrägt.

Und die kleine Doktorin war nicht minder verdrossen, als ihr Gatte.

III.

Die Klientin war eine hübsche Person, leiblich noch besser ausgerüstet, als die liebenswürdige Doktorin. Sie mochte etwa 25 Jahre zählen und machte ein so trübliches Gesicht, daß man in Anbetracht ihrer stattlichen Figur darüber schier lachen mußte.

— Wo seht es denn, Madame? fragte der Doktor im heuchlerischen Tone eines sehr lebhaften Interesses.

— Ueberall! hauchte sie mit ersterbender Stimme.

Und erröthend schilderte sie ihm ihren kläglichen Zustand: Nervöse Anfälle bei Tage, Schlaflosigkeit bei Nacht; finstere Selbstmordgedanken; Wallungen, ein Abscheu gegen alle Vergnügungen, ein geheimnißvolles Zucken, kurz ein wahres Märtyrerleben, das nicht lange mehr so fortauern konnte.

Und während sie ihm ihre Litanei vorstühnte, konnte der Doktor Vitalis sich nicht versagen, die Fülle des Busens und der Schenkel zu bewundern, die sich in dem leichten Sommerkleide abzeichneten.

— Sind Sie verheirathet, Madame? fragte er.

Das „Ja“, das er zur Antwort erhielt, klang wie ein schwerer Seufzer.

— Und Ihr Herr Gemahl . . .

— Ist 55 Jahre alt, Doktor.

Und die begehrenswerthe Kranke betrachtete ihn mit Augen, deren Gluth alsbald auch ihn durchströmte.

— Sie werden mich heilen, nicht wahr, mein Herr? fragte sie mit einschmeichelnder Stimme.

— Ja, gewiß, Madame.

— Und bald, nicht wahr?

— Sofort! erwiderte der Doktor entschlossen.

Und als Diagnostiker, der nicht lange zu forschen braucht, schritt er zur ersten Anwendung einer Kur, die er unter den obwaltenden Umständen für dringend geboten erachtete.

Wie? er betrog die tugendhafte Henriette?

Mein Gott, ja. Aber bedenke zu seiner Entschuldigung, gütiger Leser, daß er, als er seine Frau verließ, noch unter der Gewalt jener Begierde stand, welche Henriette in ihm entfacht hatte. In einem solchen Falle mag die Untreue als eine Huldigung für die Gattin gelten. Und schließlich ist es die Pflicht des Arztes zu heilen und dieser erhabenen Pflicht muß er alle anderen unterordnen.

Als sein Heilungsversuch beendet war, geleitete er die Dame galant bis zur Ausgangsthüre und lud sie ein, bald wiederzukommen, damit die Behandlung fortgesetzt werden könne. Dann kehrte er, nicht ohne Gewissensbisse zu empfinden, in sein Cabinet zurück, um die etwaigen Spuren des soeben stattgehabten wissenschaftlichen Experimentes verschwinden zu machen.

IV.

Zu seiner großen Ueberraschung fand er daselbst Henriette.

— Vergib mir meine Neugierde, sprach sie, ihm an den Hals hüpfend; allein ich hatte die Dame weggehen gehört und hatte Gile, Dich wiederzusehen.

Er schloß sie in seine Arme, nicht heuchlerisch, sondern mit der Aufrichtigkeit einer wahrhaftig empfundenen Reue.

Als sie sich aus seiner Umarmung langsam losmachte, rief sie mit freudiger Ueberraschung aus:

— Sieh, Männchen! was ist denn Das?

Und sie wies nach dem Kamin.

Er wandte die Blicke nach der angedeuteten Richtung und ward roth wie eine Katschrose.

Auf dem Marmorfims lag ein Hundertmark-Schein, den

die fremde Dame vor ihrer Entfernung unbemerkt dahingelegt hatte. Die Klientin hatte ihn für die Operation bezahlt.

— Nun, was hast Du denn? fragte Henriette ihren Gatten. — Du scheinst verdrossen zu sein. Ist die Ordination vielleicht ungenügend entlohnt? Du bist allerdings sehr talentvoll und hast das Recht, Dir Deine Leistungen gut bezahlen zu lassen.

Der Schamröthe auf den Wangen des jungen Arztes gefellte sich jetzt noch das Errothen der falschen Bescheidenheit hinzu.

Doch ein genialer Einfall söhnte ihn sogleich mit seinem Gewissen aus. Das moralische Unrecht, das er seiner Gattin zugesügt, — er konnte es in edelmüthiger Weise wieder gutmachen.

— Nimm diese hundert Mark, sprach er sehr zärtlich. Kaufe Dir irgend einen Schmuckgegenstand dafür; verwende das Geld nicht im Hause.

— Wie gut Du bist, lieber Mann! flüsterte Henriette, indem sie die Banknote einsteckte. — Wenn diese Dame doch nur öfter käme!

Das Paradies.

Verloren ging durch Evas Sünd'
Das Paradies dem Menschenkind,
Zurück doch bringt es uns das Weib
Mit seinem Herzen, seinem Leib,
Wenn man genießt mit Lust und Kraft
Die Freuden, die die Liebe schafft.
Baut Ihr jedoch auf Himmelsgab',
Sucht Seligkeit Ihr nach dem Grab',
So seid Ihr schlecht in dieser Welt
Und nachher ebenso bestellt;
Denn Liebe ist das Paradies,
Was man als Himmel uns verhieß!

Max Klose.

Die schöne Luciole. (13)

Roman von Charles Aubert.

V.

Die Sonne des alten Jaques.

Justin war's, der zuerst von der Leiter herabsteigend, von dem wilden Hunde angefallen ward und den Angstschrei ausstieß: „Bruder, zu Hilfe!“

— Wie? was gibt es denn? fragte Georges, der im Dunkel der Nacht nichts unterscheiden konnte.

Und als er keine Antwort erhielt, fügte er hinzu:

— Was hast Du denn, Bruder?

Abermals Stillschweigen.

— Was geht denn vor? rief er nun, von Angst gefoltet. Plötzlich flammte ein Licht auf.

Frigoulet, der sich von seinem Schrecken allmählig erholt hatte, zündete einen mitgebrachten Wachsstock an.

Am Fuße der Mauer hielt Grog Justin unter seinen

Taschen fest und machte wüthende Augen auf Georges, der in der halben Höhe der Leiter stehen geblieben war.

Beim Anblicke dieses furchtbaren Schauspiels blieb Georges schreckensstarr; doch die Gefahr, in welcher sein Bruder schwebte, verließ ihm wieder einigen Muth.

— Ach, mein Herr, sagte er zu Frigoulet gewendet, ich bitte Sie, rufen Sie Ihren Hund zurück! Lassen Sie doch meinen Bruder nicht erwürgen. . . Wir sind keine Uebelthäter. . .

— Schau, schau, schau! rief Frigoulet, indem er sich der Gruppe näherte. Das ist ja der Herr Baron.

Georges, der den Clown von Arpajon ebenfalls erkannt hatte, erwiderte:

— Und Sie sind Herr Frigoulet, glaube ich? . . .

— Ja, ich bin's; ist das ein Zufall! . . .

— Sind Sie bei unserem Vetter Jaques angeheilt?

— Ich bin sein Diener, da ich nicht sein Herr sein kann.

— Nun wohl, mein Freund, retten Sie meinen Bruder. Ich werde Sie belohnen. Rufen Sie diesen schrecklichen Hund weg, der ihn ersticht. . .

Der ehemalige Gauner, der ein gutes Trinkgeld witterte, beugte sich zu dem Thier herab.

— Komm her, Groguel! Schau, was ich dir gebracht habe. . . Laß den armen Herrn los. . . Es ist kein Uebelthäter; es ist ein Bruder des Herrn Barons, ein guter Freund. . . Komm her da!

Der Hund schien nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen; doch angeleckt durch den Duft eines zweiten Stück Fleisches, das Frigoulet für alle Fälle eingesteckt hatte und das er ihm jetzt unter die Nase hielt, schien das schenflische Thier endlich nachgeben zu wollen.

Der lange Bursche faßte den Hund bei seinem Halsbande und führte ihn zur Gitterthüre hinaus, die er rasch schloß. Dann kehrte er zum Baron zurück und sagte diesem:

— Nun können Sie herabsteigen; Ihr Bruder ist wahrscheinlich nur bewußtlos.

Die beiden Männer rieben Justins Gesicht mit Schnee, worauf dieser alsbald die Augen aufschlug.

— Der Hund? . . . stammelte er entsetzt.

— Fürchten Sie nichts, er kann nicht wieder herein, sagte Frigoulet, indem er Justin aufstehen half.

— Wie ist Dir? fragte der Baron.

— Es wird nichts sein. . . das verdammte Beest hat mir den Arm zerfleischt, daß ich vor Schmerz ohnmächtig wurde; aber ich habe doch meine ganzen Glieder.

— Und nun, meine Herren, sprach Frigoulet, wäre es wohl an der Zeit, mir zu sagen, welchem glücklichen Umstande ich das Vergnügen Ihres Besuches zu danken habe.

— Wer ist dieser junge Mensch? fragte Justin.

— Ein Bursche, den ich kenne und der Dir soeben das Leben gerettet hat, erwiderte Georges. Darum sind wir ihm auch eine Erklärung schuldig. — Und zu Frigoulet gewendet, fuhr er fort: Hören Sie, Folgendes ist die Wahrheit. Wir sind die Vettern Ihres Herrn, den wir seit mehr denn 20 Jahren nicht gesehen haben. Heute Abend haben wir ihn getroffen und da wir seinen Neden entnehmen zu sollen glaubten, daß er sehr reich und sehr verrückt sei, folgten wir ihm,

ohne daß er es merkte, denn er verließ uns, ohne uns seine Adresse zu geben. Wir erkundigten uns in dem Stadtviertel und hörten so erstaunliche Dinge über den alten Jaques, daß wir ebenso aus Neugierde wie aus Interesse beschloßen, in das Geheimniß einzudringen, mit welchem er sich umgibt.

— Ach, Sie sind die Bettern meines Herrn? fragte Frigoulet; — vielleicht auch seine Erben?

— Sie haben es ausgesprochen.

— Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Allein, da Sie nicht zu Gaste geladen sind, rathe ich Ihnen, sich auf dem Wege, den Sie gekommen, schleunigst wieder zu entfernen; denn wenn mein Herr Sie hier trifft, könnte er mich tüchtig anzanken.

— Wir sollen wieder fort! Wo denken Sie hin? Nachdem wir schon so viel gewagt haben, um zu erfahren, womit unser Vetter wohl seine Nächte in diesem Pavillon zubringt, lassen Sie uns doch wenigstens einen Blick durch ein Fenster werfen . . .

— Ich begreife, daß Dies Sie interessiert, sprach Frigoulet, aber ich kann es Ihnen nicht erlauben. Nein, es ist unmöglich! . . . Ich wage zu viel! . . .

Der Baron ließ einige Goldstücke in seiner Hand klappern.

— Und wenn ich Ihnen Das anbiete? fragte er.

Frigoulet dachte an die Noth seiner Eltern; dieses Geld konnte sie retten.

Er fragte sich ein wenig hinter'm Ohr, blickte um sich, steckte die Goldstücke ein, dann blies er den Wachsstock aus und sprach:

— Gut, kommen Sie . . .

Diese ganze Unterredung war mit leiser Stimme geführt worden.

Man hörte den großen Hund längs des Gitters hindertreten; von Zeit zu Zeit richtete er sich auf den Hintertagen auf; seine Augen funkelten in der Finsterniß wie zwei glühende Kohlen und sein Gebiß knackte mit einem Unheil kündenden Geräusch.

Von der nämlichen Neugierde getrieben näherten sich nun die drei Männer stillschweigend einem der Fenster des Pavillons. Diese Fenster, vergittert und niedrig gelegen, waren hell beleuchtet.

Die drei Männer hockten nieder und schauten, die Gesichter zwischen die Gitterstäbe gepreßt, mit gierigen Blicken in den geheimnißvollen unterirdischen Raum.

Es war ein großer, gewölbter Saal, aus dem man ein Laboratorium gemacht hatte.

In der Mitte stand ein vierediger Ofen, und über demselben ein mit Ventillappen versehener Schlot, dazu bestimmt, die Dämpfe und Gase abzuleiten, die aus einem Kessel aus Platina aufstiegen.

Da und dort standen Tische, die mit Gegenständen von seltsamen Formen beladen waren; auf dem Estrich und auf Gestellen gab es Kolbenflaschen, Schmelztiegel, bizarr geformte Gläser und Instrumente.

Auf einem Tische glänzten an zwanzig Goldplatten im Lichte zweier Reflektoren, welche den ganzen Raum beleuchteten.

Dieses ganze phantastische Bild hob sich von einem bis

zur Decke reichenden schwarzen Sammtvorhang ab, welcher den Hintergrund des Saales abschloß.

In einem Winkel des Laboratoriums war die Negerin damit beschäftigt, ein großes Gefäß mit einer grünen Flüssigkeit zu füllen; am großen Ofen stand der alte Jaques, gleich einem Alchimisten aus längstverfloßenen Zeiten und hob von Zeit zu Zeit siedende Schmelztiegel ab, aus welcher er ein gelbes, geförntes Metall ausgoß.

— Das ist Gold! . . . das ist Gold! . . . flüsterten die drei Männer geblendet, mit funkelnden Augen und beklommener Brust.

— Er ist schon ein Falschmünzer? fragte der Baron.

— Nein, erwiderte Justin, ich glaube zu errathen, was er da treibt. Er läutert sein Gold, d. h. er scheidet das Silber, Kupfer und sonstige Metall aus, das sich darin findet.

Inzwischen hatte der alte Jaques seine Arbeit beendet. Er ließ sich auf einem Sessel nieder und trocknete sich das Gesicht vom Schweiß, während die schwarze Nigara die verschiedenen Geräthschaften an ihre Plätze brachte, mit einer Sicherheit, die eine lange Übung verrieth.

— Gehen wir, meine Herren, sprach Frigoulet, die Sitzung ist zu Ende.

— Noch nicht, entgegnete Justin; noch etwas wird vorbereitet.

In der That stieg die Negerin auf einen Stümel und zündete die Kerzen in einem Hängeluchter an, der vor dem schwarzen Sammtvorhang angebracht war.

Nun stellte sie den Stümel weg, sprach einige Worte zu ihrem Herrn und hockte schläfrig in einem Winkel nieder.

Jaques hatte sich wieder erhoben. Mit langsamen Schritten näherte er sich dem Hintergrunde des Saales und mit einer einzigen Bewegung seiner Hand zog er den schwarzen Vorhang weg.

Die drei Männer vor dem Fenster konnten nur schwer einen Schrei der Verwunderung unterdrücken. Zu hunderten und aber hunderten lagen hier die viereckigen Goldplatten aufgehäuft.

Der Greis war einen Schritt vor seinem fabelhaften Schatz stehen geblieben; er faltete die Hände und schien in anbetender Verzückung zu versinken.

So stand er lange, lange, gleichsam in Gold und Glanz gebadet, bis die Negerin kam und den Vorhang wieder zuzog.

— Rasch! fort! . . . rief Frigoulet.

(Fortsetzung folgt.)



Was der Kies im Park erzählt.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Druck von F. Buchmann, Budapest (Garisch-Bazar).